

Schiller und Göthe.

Ein Vortrag.

Daß die Poesie auf das Glück und Gedeihen des Menschen - Geschlechts den wohlthätigsten Einfluß ausübt, ja daß sie zu einem gesunden, erhöhten Leben sowohl des Einzelnen wie ganzer Völker unentbehrlich ist, das ist von hervorragenden Geistern aller Zeiten anerkannt und ausgesprochen worden. Nach Schiller ist ihr Begriff kein anderer, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Und Böckh, der Nestor unserer Philologen, sagt in seiner Rede zur Schillerfeier: „Der wahre und große Dichter, unter welchem Volke er auch geboren sein und zunächst gewirkt haben mag, ist ein Wohlthäter des Menschengeschlechts. Die Poesie erhebt den Geist, erwärmt und erheitert das Leben. Wer nicht, wie Shakespeare von der Musik sagt, Poesie in sich selbst hat, wenn er sie auch nicht ausübt, das Gemüth, welches von ihr nicht berührt wird, die Brust, in der sie nicht wieder- klingt, in der nicht irgendein poetischer Blutstropfen rinnt, ist verödet. Die Dichtung eröffnet

die Tiefen des Herzens, sie erschließt dem geistigen Auge das ganze Gewebe der menschlichen Leidenschaften; ja in ihrer höchsten Kunstform, der tragischen, legt sie an einzelnen Gestalten und Begebenheiten den dunklen Gang der Weltgeschichte und eine Fülle der Erkenntniß göttlicher Weltordnung dar und löst die großen und schmerzlichen Dissonanzen des Lebens versöhnend auf in höherer Harmonie. Ihr Spiel ist der tiefste Ernst, ihre Täuschung die vollste Wahrheit. Sie reinigt die Leidenschaften durch die Leidenschaften.“ Wen aber solche Aussprüche, trotzdem daß sie aus dem Munde der Erleuchtetsten geflossen sind, nicht genügend zu überzeugen vermögen, den verweise ich auf die Geschichte. Sie legt Zeugniß ab von der allumfassenden, unwiderstehlichen Macht der Poesie. Denn einen wahren Kern enthalten die Sagen von Orpheus, Amphion und andern Sängern der Vorzeit, die nicht nur die Gemüther der Menschen erschütterten, sondern auch auf Thiere, Bäume, Flüsse und Steine eine solche Macht übten, daß sie gelehrig ihren Tritten folgten. Die Geschichte thut unwiderleglich dar, daß die Dichtung die erste und allgemeinste Erzieherin und Lehrerin der gebildeten Völker war, die Form, in der fast bei allen Völkern das Gottesbewußtsein sich aussprach, die Quelle, der alle übrigen Künste und Wissenschaften entfloßen. „Das gesammte Alterthum, sagt Herder, betrachtete Homers Gedichte als die Quelle aller schönen griechischen Künste. Auch Redner und Philosophen schöpften aus dieser Quelle.“ Die Geschichte zeigt endlich, daß mit dem Verfall der Poesie bei einem Volke stets das Versinken in naturwidrige Zustände und die Versumpfung der Wissenschaft Hand in Hand gingen.

Das Leben des Einzelnen ist ein Abbild des Völkerlebens. Die Art und Weise wie die göttliche Vorsehung das Menschengeschlecht im Großen und Ganzen erzieht und zur Vollkommenheit führt, muß ein Fingerzeig sein zur Erziehung und Bildung des Einzelnen und der Jugend. Und so ist denn auch die Dichtung in den Gymnasien ein wesentliches ja eins der wichtigsten Bildungsmittel. Denn zielen die übrigen Bildungselemente, die das Gymnasium zur Anwendung bringt, mehr dahin, das wissenschaftliche Denken in dem Schüler zu bilden, Wahrheit und Erkenntniß zu fördern, so lehren ihn vorzugsweise die Dichter das

Gedachte angemessen und schön auszusprechen und erfüllen ihn mit einer höheren, idealen, zu Thaten begeisternden Weltanschauung. Dem gereiften Alter wird die Dichtung noch von einer andern Seite unentbehrlich. Denn, „bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Kräfte, sagt Schiller, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Seelenkräfte wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Wiß, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wiederherstellt.“ Aber nicht Alles ist Poesie, was unter diesem ansprechenden Namen geboten wird. Um ihren Zauber und ihre Macht rein und ganz zu empfinden, müssen wir vor allen über die ungesalzene Modenovellistik hinweg zu unsern großen Klassikern hinauf unsere Blicke richten, bei Göthe und Schiller wieder Einkehr halten. Es giebt ein sicheres Mittel uns von der Vortrefflichkeit eines Kunstwerks zu überzeugen, ohne gerade den strengen Maßstab ästhetischer Gesetze anzulegen, es ist die mehr oder minder anhaltende mächtige Wirkung, die es auf den Leser ausübt. Gewisse Kunstwerke scheinen uns beim ersten Lesen ganz vortrefflich und dennoch vermögen sie uns nicht dauernd zu fesseln. Ist der Reiz der Neuheit abgestreift, dann vermindert sich das Wohlgefallen, das Gedicht wird uns gleichgiltig, ja wir sind nicht mehr im Stande es zu lesen. Das klassische Kunstwerk dagegen läßt uns anfangs kalt, um erst allmählig nach wiederholtem Lesen und anhaltendem Studiren entbinden sich seine Zauber. So oft wir zu ihm zurückkehren, eröffnen sich unserm Blick neue, ungeahnte Ausichten in die Tiefen der Natur und des menschlichen Lebens. „Es ist mit diesen Stücken, wie mit einem ausgelegenen Wein; je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab.“ Ein solches Kunstwerk kann daher nie zu Ende erklärt werden. Es scheint alles Große, ewig Wahre herzuschweben, um sich in den geschlossenen Kreis des Gedichts zu fangen und wieder hinaus zurinnen in alle Welt. So ist es bei Homer, Aeschylus, Sophokles, Shakespeare, so auch bei Göthe und Schiller. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß bei den übrigen Dichtern, an denen die

deutsche Litteratur so reich ist, nichts Vortreffliches zu finden ist. Es ist eben nur Einzelnes bei den Einzelnen, was Anspruch auf dauernde Geltung hat, während bei Göthe und Schiller gerade das Vortreffliche in reichster Fülle geboten wird, und selbst das minder Vollkommene durch irgend einen Zauber an unser Herz geknüpft wird. Wer aber in diesen Dichtern erst festen Fuß gefaßt, wer die Schönheit und Herrlichkeit Göthischer und Schillerscher Poesie empfunden und bewundern gelernt hat, der mag immerhin nach Neigung und Bekehrbarkeit mit diesem und jenem Dichter Bekanntschaft und Freundschaft schließen, bei diesem und jenem einkehren, mag im Dunkel- und Dämmerchein der Romantik träumen oder in den unergiebigen Schacht der ephemeren Tagespoesien hinabsteigen, — mit desto größerer Freude wird er die herrliche Tagessonne der Schillerschen und Göthischen Dichtung begrüßen, sei es, daß er nach dem Glanz und der belebenden Wärme der ersten, oder nach den milden, erquicklichen Strahlen der letztern, oder — was freilich das Beste ist — nach beiden zugleich Verlangen trägt. Sie sind die Repräsentanten unserer neuen klassischen Dichtung, schufen in allen Zweigen mustergiltige Kunstwerke, drückten der Sprache ihr Gepräge auf und gaben für alle Zeit die entscheidendsten Impulse. In ihnen liegen in uner schöpflicher Fülle die Ideen, nach denen sich unser geistiges und sittliches Leben gestaltet und aufbaut. Leider aber hat es nicht an Kritikern und Litteraturhistorikern gefehlt, die uns den Genuß dieser Dichter zuverkümmern suchten, die sich nur in ausschließender Beurtheilung gefielen, den Einen nur auf Kosten des Andern zu erheben wußten, — nicht im Sinne und Geiste unserer Dichtersfürsten, die ihrer großen Verschiedenheit sehr wohl sich bewußt, „in ihrem Sein und Streben sich als ein Ganzes denken wollten, um ihr Stückwerk nur einigermaßen vollständig zu machen.“ Dieser Gesichtspunkt ist vor allem bei einer Beurtheilung Göthes und Schillers festzuhalten. Neigung und Vorliebe für den Einen oder den Andern kann kein vollgiltiges Urtheil abgeben. Nicht das Maas des Einen ist der Andere, sondern die Ergänzung. Friedrich Schlegel hat zuerst die treffende Bemerkung gemacht, daß jeder Mensch mehr oder weniger ein geborner Platoniker oder Aristoteliker sei. Dieser sucht die Dinge in ihrer positiven

Wirklichkeit zu erkennen, geht von dem Einzelnen, Empirischen aus, steigt aufwärts von der Natur zum Geiste, von dem Besonderen zum Allgemeinen immer den sichern Boden der Wirklichkeit festhaltend. Jener geht von einem idealen, aprioristischen Standpunkte aus, vom Geiste zur Welt, vom Allgemeinen zum Einzelnen und ist geneigt die Idee vorwalten zu lassen. Zur letztern Richtung bekennt sich Plato, Vertreter der erstern ist Aristoteles. In der Moral sucht der Aristoteliker die höchste Sittlichkeit in der gesunden Entwicklung und in dem harmonischen Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte; der Platoniker stellt ein unerreichbares Ideal auf als Ziel fortwährenden Strebens. Dieser Gegensatz einer idealen und einer mit Vorliebe die Natur und Wirklichkeit erfassenden Weltanschauung zeigt sich auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst und tritt besonders scharf in unsern beiden Dichtern zu Tage, in Göthe der Realismus, in Schiller der Idealismus. Beide Geistesrichtungen haben ihre Vorzüge und Schranken. Um das Höchste, Vollendetste auf dem poetischen Gebiet hervorzubringen, müssen beide zur Ausgleichung und Versöhnung gelangen. Der Realismus hat die Aufgabe, das Einzelne, Besondere in den Aether der Allgemeinheit zu erheben, sich nicht in das Niedrige, Gemeine zu verlieren; dem Idealismus ist das Ziel gesteckt, das Allgemeine in concreten, lebensvollen Gestalten zur Darstellung zu bringen, sich nicht in wesenlosen Gedanken, phantastischen Träumereien und hohlen Figuren zu ergehen. Demnach kann bei einer Beurtheilung beider Dichter nicht die Frage sein, in wiefern der Eine den Andern übertreffe oder ihm nachstehe, sondern ob Jeder seiner Natur entsprochen, seine Aufgabe erfüllt habe. Daß dies aber von Beiden in umfassendster Weise geschehen ist, dürfte eine wenn auch noch so skizzenhafte Charakteristik Beider unschwer ergeben. Göthe war ein Wunderkind, von Natur und Glück gesegnet, wie wenige Sterbliche. Die Natur hatte ihn zum Dichter bestimmt, und Alles vereinigte sich in seiner Umgebung, sein Dichterleben so frühzeitig als möglich zur Entfaltung zu bringen. Ein künstlerisch gebildeter Vater, eine naiv poetische Mutter leiteten seine Erziehung. Mit zwölf Jahren schrieb er einen Roman in sieben Sprachen. Seinen Kräften war der freiste Spiel-

raum gestattet. Das Auge war bei ihm das Organ, womit er die Welt erfaßte, und überall — im elterlichen Hause, in seiner an historischen Erinnerungen, an Handel und Wandel so reichen Vaterstadt, in der freien Natur ward seinem Anschauungstrieb die reichlichste Nahrung geboten. Es war ihm verstattet, Alles selbst zu erleben und zu erfahren, durch das Leben für das Leben sich zu bilden bald im Verkehr mit strebenden Altersgenossen, bald in bildenden Frauenkreisen. Dem schönen Süngeflinge flogen alle Herzen zu. Früh gestaltete sich ihm das Leben zu einem harmonischen Dasein. Im Einklange mit sich und der Natur ruhete er an ihrem Busen beschauend, genießend, und sein Gefühl ward zum Liede, zum melodischen Gesang. Er erfährt der Liebe Freude und Leiden, und seine Empfindung strömt über bald jauchzend und frohlockend, bald wehmüthig klagend und trauernd. Und so kam er sein Lebtag nicht ablassen, was ihn erfreute, quälte oder sonst wie beschäftigte in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln. „Ihm gab ein Gott zu sagen was er litt.“

Schillers Jugend legte den Grund zu einem erhabenen Charakter. Das vom Geiste der Liebe und Frömmigkeit durchwehete Elternhaus, die Abgeschlossenheit eines ländlichen Wohnorts, die Lektüre der Propheten und der rastlose Trieb des Lernens gaben ihm früh eine ernste, in sich gefehrte Richtung. Seine poetische Begabung zeigte sich früh, aber eben so früh erwachte auch der Denker in ihm. Mit religiösen, poetischen Ergüssen wechselten Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Klagen über das Schicksal und Pläne für die kommende Zeit. Sein Herzenswunsch, Prediger zu werden, mußte dem Willen seines Herzogs geopfert werden, der den 13 jährigen, vorzüglich begabten Knaben für seine neu gestiftete, militärisch organisirte Karlschule beehrte. Er widmete sich der Medicin, aber Poesie war seine liebste Beschäftigung. Aus Plutarch, Rousseau, Klopstock u. a. schuf er sich seine Ideenwelt, die auf das Schroffste mit der Wirklichkeit collidirte; denn in ihm war Karl Moor, draußen Franz. Wie gern hätte er in die Räder des thätigen Lebens eingegriffen, um seine Ideale zu verwirklichen! Er empfand das frische Wehen des neuen Zeitgeistes, und dies steigerte nur seinen Unmuth über den Druck, dem er ausgesetzt war. Es drängte

ihn, seine sittliche Entrüstung ausströmen zu lassen, den Vernichtungskampf gegen die morschen sittlichen Grundlagen der Gesellschaft zu beginnen, — und so entstanden die Räuber.

Göthe ist der geborene Lyriker; er dichtete weil er mußte, weil die überströmende Empfindung ihn dazu trieb. Alle Erregungen seiner Seele sind zugleich Erregungen seiner Phantasie. Alles drängte sich ihm zu poetischer Gestaltung. Er hat alle Saiten des menschlichen Herzens erklingen und ausklingen lassen. Der Inhalt seiner Lieder ist unendlich mannigfaltig: Gottheit, Natur, Liebe, Geselligkeit, Kunst, — Alles ist von ihm besungen worden und zwar mit einer Unmittelbarkeit der Empfindung, Naturtreue, inneren Wahrheit und Einfachheit, daß seinen Liedern Nichts in der ganzen neueren Poesie an die Seite gesetzt werden kann. Schiller griff zur Dichtung, um zu wirken, um für Ideen zu begeistern. Noch in den Briefen über den Don Carlos heißt es an einer Stelle: „Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstract und zu ernsthaft scheinen; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth, Wahrheiten, die Jedem die heiligsten sein müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaft waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu befeelen und, als lebendig wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen. Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerächt, so sind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren.“ Schiller ist durch und durch Energie; sein ganzes Streben geht im Handeln auf. Sein Dichtergenius konnte daher nur im Drama Genüge und Befriedigung finden, das die Verherrlichung des freien und handelnden Menschen gestattet und einen Geist erfordert, der fähig ist, auf gewaltige Effekte hinzuarbeiten, alle Kräfte der Seele zu einer großen Aufgabe anzuspannen. Göthe, der harmonisch Gestimmte, ist „der Dichter des Schönen“, das auf dem Gleichgewicht zwischen dem Unendlichen und Endlichen beruht. Er stellt die Welt dar, wie sie ist. Er sieht keinen Zwiespalt zwischen sich und der Außenwelt, geht liebevoll in sie ein, und sein

Blick, der rein und still auf den Dingen ruhet, im Einzelnen das Allgemeine unmittelbar und wesenhaft ergriff, setzte ihn in Stand, die Gegenstände anschaulich und naturgetreu wieder zu geben. Diese Eigenthümlichkeit seines Dichtergenies befähigte ihn besonders für die Epik. Ihr gehören seine vollendetsten Schöpfungen an, deren Krone Hermann und Dorothea ist. Schiller ist „der Dichter des Erhabenen“, wobei Zwiespalt zwischen dem Unendlichen und Uebergewicht des Ersteren obwaltet; er stellt die Welt dar, wie sie sein soll. Ihm ist nicht wohl in dieser schlechten Wirklichkeit; er sieht in der Natur und Wirklichkeit nur Sinnbilder seiner geistigen Zustände. Der Spruch:

„Wisset ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er sucht es nicht darin.“

ist das Motto seines Lebens. Er blickt von der Höhe des Ideals, stets bereit das Allgemeine an das Besondere anzuknüpfen. Sein Dichtergenie schien ihn weder für die Lyrik noch für die Epik besonders zu befähigen. Er selbst betrachtete „das lyrische Fach mehr für ein Exil als für eine eroberte Provinz.“ Dennoch ist seine Lyrik umfangreicher und besser als man gewöhnlich annimmt und nach der Aeußerung des Dichters anzunehmen berechtigt wäre. Wir finden bei ihm alle Fächer vertreten: Lied, Ode, Elegie, Hymnus, Satyre, Epigramm. Erhabenheit und Gedankenwucht ist im Allgemeinen der Grundcharakter seiner Lyrik. Göthe zeigt die Welt im Spiegel des reinsten Gemüthes; Schiller vermählt der Melodie des Herzens die Tiefe des Gedankens. Treffend bemerkt Hinrichs: „Die Lyrik Schillers hat das Eigne, daß das Große, Edle und Ewige darin als eine Herzensangelegenheit erscheint. Er fängt fast nie von einer besondern Situation an, sondern von den höchsten Ideen, die seine Seele erfüllen. In diese als in das allgemein Vernünftige sich vertiefend, gestaltet er dasselbe für die Phantasie, und glüht von Begeisterung, den Inhalt seines Gemüthes auszusprechen. Da das Höchste in ihm mächtig ist, ringt er gewaltig,

dasselbe zur Darstellung zu bringen. Darin zeigt er die höchste Genialität. In dem Kampfe aber, das Innere in anschaulicher Form auszudrücken, ist er nicht so glücklich als Göthe, der immer von der Situation ausgeht.“ Was die epische Dichtung anbetrifft, so glaubte Schiller die Erfordernisse dazu zu besitzen, eines ausgenommen, „den allgemeinen über alles sich verbreitenden Blick des Beobachters.“ Der epische Dichter, schreibt er an Körner, reiche mit der Welt, die er in sich habe, nicht aus, er müsse in keinem gemeinen Grade mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert sein, dies aber fehle ihm. Er hat keinen seiner großartigen Pläne ausgeführt. Seine Balladen gehören zu den herrlichsten der deutschen Dichtung und stehen den Göthischen würdig zur Seite. Sein Geisteserbe bekundet ein großes Talent für den Roman, und nach H. Kurz „war Schiller wie kein anderer berufen einen deutschen Roman zu schaffen.“ Seine eigentliche Domäne war die Tragödie, die den Menschen im Kampf mit dem Schicksal darstellt, und in der die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. „Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genie's. Das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung.“ Schiller ist Tragiker von Geburt und durch die schweren Schicksale seines Lebens, zu deren Ueberwindung er oft seines ganzen Mannesmuthes bedurfte. In allen seinen Tragödien auch in den frühesten tritt seine ausnehmende Begabung zu Tage: Das Ineinandergreifen der Handlung, die spannende Verwicklung und befriedigende Entwicklung derselben, die den Zuschauer einnimmt und ihn seiner ganz vergessen macht; Schwung des Ausdruck's und Gedankenfülle. Er ist der Tragiker der That, der die Welt nach den Idealen seines Herzens umzugestalten trachtet.

Sein Ideal ist die Freiheit, in seiner Jugend „die physische, später die ideelle, die ihn tödtete, weil er Anforderungen an seine Natur machte, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.“ Auch Göthe trieb es gleich bei seinem ersten dichterischen Auftreten nach den tragischen Höhen. Auch er hatte Kämpfe darzustellen, die er allein oder mit seiner ganzen Zeit durchgerungen hatte, Kämpfe, um dem Natürlichen, rein Menschlichen Anerkennung und Geltung zu verschaffen, Kämpfe der Entsagung, innere Seelenleiden, Herzenscollisionen. Er ist der Tragiker der Empfindung. Sein Ideal ist die harmonische Befriedigung der Existenz. Er ist bestrebt, die bestehenden sittlichen Grundlagen mit den Forderungen der Natur zu versöhnen, sucht mehr unser Mitleid zu erregen als zu erschüttern. Schillers gestaltete sich die Tragödie zum Kampfplatz des menschlichen Willens gegen die Uebermacht des Geschicks, „die mit der Ohnmacht, Schlassheit, Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen hat; sie muß also Kraft und Charakter zeigen das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen.“ Göthes Dramen sind mehr dramatische Gedichte; es fehlt die spannende Handlung. Die Charaktere treten in den Vordergrund, meist irrende, dem geschichtlichen Leben abgewandte Menschen, von großer Naturwahrheit, aber oft von unpoetischer Schwäche. Schillers Charaktere zeichnen sich durch schöne Idealität aus, haben Etwas von seiner geistigen und sittlichen Höheit, sie sind kräftig und hochstrebend aber oft der Natur entgegengebracht, da er dieser nicht gestattete, auf ihn zu wirken, sondern, wie Humboldt sagt, selbstthätig ihr entgegeneilte, nicht sowohl aus ihr schöpfte, als nur durch sie begeistert ihr Bild in sich durch eigene Kraft schuf. Beide Dichter blickten mit Unbefriedigung und Mißstimmung auf die dramatischen Schöpfungen ihrer Sturm- und Drangperiode, Göthe besonders auf seine Leistungen in Weimar. Große, bedeutende Stoffe waren in Angriff genommen worden: Egmont, Faust, Tasso, Mahomet, Ahasverus, Wilhelm Meister, nichts wurde beendet. Der alte Ton war verklungen, und der neue nicht zu treffen. Der geniale Naturalismus, das Streben nach bloßer Naturwahrheit befriedigte nicht mehr. Er erkannte „das Mangelhafte der nordischen Kunst, die zufälliger Natur, die roheren Ge-

stalten“ neben der griechischen und italienischen Dichtung. Eine mächtige Sehnsucht zog ihn nach Italien. Es war der Drang seiner künstlerisch organisirten Natur, die es verlangte, in der Sphäre einer ihr geistesverwandten Welt zu leben. In Italien fand sich Göthe nach seinem eigenen Bekenntnisse zuerst selbst, hier wurde er mit sich selbst übereinstimmend, glücklich und vernünftig. Hier erkannte er den Unterschied der antiken und modernen Dichtung: „Die Alten, schreibt er an Herder, stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt, sie schilderten das Furchterliche, wir schildern furchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst, denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können.“ Das harmonische Zusammenwirken der schönsten Natur und Kunst brachten den Dichter in ihm zur Vollendung, der nun das Ideal der Dichtung in der Harmonie von Wahrheit und Schönheit sah und suchte. Er ward nicht müde die künstlerischen Gestalten zu beschauen und sich einzuprägen. Um die Antike recht und ganz zu verstehen, suchte er durch Zeichnen und Modelliren seinen ästhetischen Formsinu zu vervollkommen. Hierdurch eignete er sich jenen klaren Blick für Maas und Schönheit an, wie er nur immer den alten plastischen Künstlern eigen gewesen ist. Nun ward ihm klar, daß an seinen unvollendeten Gedichten nichts, am allerwenigsten die prosaische Form bleiben dürfe. Jetzt zog er die Iphigenie hervor, deren Anfangsmonolog er schon an den Ufern des Gardasees umgedichtet hatte, als ihm die windbewegten Wogen entgegenrauschten, und er das Land seiner Sehnsucht vor Augen sah. Zeile für Zeile wurde in Jamben übersezt, und mancher neue, die Schönheit erhöhende Zug hinzugedichtet. Die Iphigenie ist das Symbol des zur Ruhe und Klarheit gekommenen Dichters, ein wundervolles dramatisches Gedicht, in welchem die Blüthe der christlichen Bildung mit der krystallinen Klarheit antiker Form harmonisch vermählt ist. Alle seine folgenden Werke entstanden unter dem Einfluß der altklassischen Kunst, die wie Poggel in seiner Theorie des Gleichklangs darthut, „kein höheres Ziel kennt, als den Gegenstand in seinem reinsten Lichte, mit seinen feinsten Farben und Schattirungen vor die

Seele zu führen. Sie will, daß die Seele ganz Auge sei; Empfindung und Begehren sollen in reiner Anschauung aufgehen.“

Schiller hatte mit dem Don Carlos den Ideenkreis der politischen Freiheit durchlaufen. Er hatte in den Räubern die Gesellschaft im Ganzen, im Fiesko die Ueberhebung des Ehrgeizes in der Republik, in Kabale und Liebe das zerklüftende Standeswesen, endlich im Don Carlos den Despotismus befehdet. Um sich aufzubauen, griff er zum Buch der Geschichte. Allein je mehr er sich in sie vertiefte, desto mehr erlahmten die Schwingen seiner Phantasie. Nur selten und launenhaft stellte sich die Muse ein. Er vermist die Kühnheit und Gluth der früheren Jahre. Er „sah sich jetzt erschaffen und bilden, beobachtete das Spiel seiner Begeisterung, und seine Phantasie betrug sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen wußte.“ Er fühlte den Mangel an Leichtigkeit und erkannte den Grund: „Die Ideen strömen ihm nicht reich genug zu und seien nicht klar, ehe er schreibe.“ Seinem scharfen Auge konnten die Mängel seiner bisherigen Schöpfungen nicht verborgen bleiben; aber er ist überzeugt, daß wenn ihm erst Kunstmäßigkeit zur zweiten Natur geworden, auch sein inneres Dichterleben zurückkehren werde. Und nun begann eine Geistesarbeit, wie sie kaum je ein Mensch im Leben durchgemacht hat. Weil er durch die Dichtung nicht mehr wirken konnte, wandte er sich der Weltgeschichte zu, das Interesse für die Poesie, das fort und fort lebendig blieb, nur durch das Studium der Alten und an Shakespeare's und Göthe's vollendeten Kunstschöpfungen befriedigend. Die Geschichte, in der er nach den treibenden Ideen forschte, führte ihn zur Philosophie, um sich das Wesen und die Gesetze der Kunst zum Bewußtsein zu bringen. Er richtete seinen Blick auf die welterschütternden Begebenheiten des Nachbarlandes: „die physische Möglichkeit, das Gesetz auf den Thron zu stellen, scheint gegeben, — aber der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geschlecht. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, nur die Kunst kann sie wiederherstellen. Daraus ergeht an ihn die Mahnung: „Umgeb Deine Zeitgenossen mit großen, mit geistreichen Kunstformen, schließe sie rings um ein mit den Symbolen des Vortrefflichen,

bis Wahrheit und Schönheit die Herzen der echten Freiheit empfänglich machen.“ So ward ihm die Kunst, die ihm anfangs nur Mittel gewesen, die er nur gewählt hatte, weil er nicht handeln konnte, jetzt höchster Zweck. Ihrer hohen Bestimmung gemäß verlangt er von der Dichtkunst, „sie solle die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit geläutert und veredelt in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen“; und stellt an den Dichter die Forderung, „seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern.“ Und er stellte nicht nur diese Forderungen, er erfüllte sie auch. Nachdem er im rastlosen Gedankenverkehr mit hochgebildeten Freunden, Körner, W. v. Humboldt, Göthe, sich das Wesen der Poesie überhaupt, den Unterschied der antiken und modernen ins Besondere zum Bewußtsein gebracht, die Vorzüge und Schwächen seines Dichtergenies ergründet hatte, machte er den Uebergang von der Philosophie zur Poesie in jener herrlichen Gedankenlyrik, Ideendichtung oder wie man sie auch nennt, den philosophischen, kulturhistorischen Gedichten, womit er der Lyrik ein ganz neues Gebiet erobert hat. Zu diesen Gedichten bemerkt Wilmar: „Es ist eine abgedroschene Phrase: der Künstler habe sich selbst übertroffen; für diese Gedichte aber ist diese Phrase keine Phrase, sondern die allerbuchstäblichste Wahrheit: weit über sich selbst hinaus, weit hinaus in Regionen, die Schiller der Mensch niemals geschauet hat, erhebt sich hier Schiller der Dichter, das alte Wort großartig und fast rührend erfüllend, daß der Dichter ein Weissager ist und von göttlichem Geiste getrieben.“ Doch erst mit dem Wallenstein errang er den Kranz. An Göthe sich anlehnd, dem er eine neue Jugend verschaffte, lernte er von dem Objekte das Gesetz empfangen, concrete Gestalten mit idealem Inhalte erfüllen. Schöpfung folgte auf Schöpfung in schönster Harmonie von Objektivem und Subjektivem, von Idealem und Realem mit immer richtiger eingesehenen Gesetzen, stets höher gesteigerten Forderungen.

Fassen wir die Resultate unserer Betrachtung kurz zusammen, so ergiebt sich, daß Göthe unser größter Lyriker und Epiker, Schiller unser größter Dramatiker ist, daß ein Ze-

der wieder mit mustergiltigen Schöpfungen in des Andern Gebiet angesiedelt, Schiller auch ein großer epischer und lyrischer, Göthe ein großer dramatischer Dichter ist. Beide zusammen bringen die Poesie in ihrer Totalität zur Erscheinung. Göthe ist nach Schiller der naive Dichter, in dem das vollendete Ganze der Menschheit durch eine Gunst der Natur ursprünglich schon vorhanden ist, und Der, indem er als ungetheilte Einheit wirkt, nur der einfachen Natur und Empfindung folgt. Sich selbst zeichnet Schiller als einen sentimentalischen Dichter, der jene durch Kultur in ihm aufgehobene Harmonie zwischen Sinn und Vernunft auf dem moralischen Wege wiederherzustellen sucht. „Wer aber, sagt Servinus, zwischen diesen Dichtern und ihren Lebensrichtungen ausschließend wählt, der will sich leichtsinnig zwischen zwei Besitzungen theilen, die nicht Einer erobern konnte, wohl aber, nachdem sie erobert sind, Einer besitzen kann.“

